

Aus: "Dem Herrgott zuvorkommen" von Hanna Krall

An jener anderen Arbeit über die Unterernährung hatte er nicht teilnehmen können, im Ghetto-Spital war er ja nur Bote gewesen, in dieser aber hat er nun alles beschrieben, was er von herzkranken Menschen wußte. Teodozja Goliborska erzählte mir, sie hätten im Spital schon etwas von seinen sonstigen Aktivitäten, nach denen ihn niemand fragen durfte, geahnt und ihm deshalb nicht viel abverlangt. Er brauchte nur täglich die Blutproben der Typhuskranken zur Seuchenstelle zu bringen, danach konnte er seinen Posten am Tor zum Umschlagplatz beziehen. Sechs Wochen stand er dort jeden Tag. Bis die vierhunderttausend Menschen auf ihrem Weg zu den Waggonen an ihm vorüber waren.

In dem Film "Requiem für 500 000" sieht man sie. Sogar die Brotlaibe in ihren Händen. Der deutsche Kameraman J. stand in einer Waggontür und filmte den Zug, strauchelnde alte Frauen, Mütter, die ihre Kinder an der Hand hielten. Mit diesem Brot laufen sie auf uns zu, auf uns und die schwedischen Journalisten, die Material über das Ghetto sammeln, auf Inger, die schwedische Journalistin, die mit erstaunten blauen Augen auf die Leinwand starrt und zu begreifen sucht, warum so viele Menschen

in die Viehwagen laufen – und da fallen Schüsse. Was für eine Erleichterung, als die Schüsse fielen, als Erdfontänen aufstoben, die laufenden Menschen und ihr Brot verhüllten, als der Sprecher den Ausbruch des Aufstands verkündete, was man Inger schon ganz sachlich erklären konnte (*rising's broken out, April forty-three*)...

Ich erzähle ihm das und sage, es sei tatsächlich ein guter Einfall gewesen, das mit diesen Schüssen – gut, daß die Einschläge die Menschen verdeckt hätten. Und da schreit er mich an. Die da in die Güterwagen steigen, seien wohl schlechter als die Schießenden? Das glaube ich doch wohl, natürlich, das glauben ja alle, sogar der amerikanische Professor, der neulich zu Besuch war und gesagt hat: »Wie die Schafe seid ihr in den Tod gegangen.« Der amerikanische Professor ist einmal an der französischen Küste gelandet, unter mörderischem Beschuß vier- oder fünfhundert Meter über den Strand gerannt, ohne sich zu bücken und ohne hinzufallen, ist verwundet worden, und nun meint er, jemand, der über solch einen Strand gerannt ist, könnte später sagen: »Vorwärts stürmen muß der Mensch, schießen muß er.« Oder: »Wie Schafe seid ihr in den Tod gegangen.« Und des Professors Gattin setzte hinzu, gerade für die künftigen Generationen seien diese Schüsse wichtig, was bedeute der Tod von Menschen, die schweigend sterben, da bleibe doch nichts zurück. Die Schießenden jedoch hinterlassen eine Legende – ihr und ihren amerikanischen Kindern.

Edelman verstand sehr wohl, daß der Professor neben seinen Narben, seinen Orden und seinem Lehrstuhl auch die Schüsse ungern in seinem Lebenslauf missen möchte, doch hat er ihm trotzdem verschiedenes klarzumachen versucht: daß der Tod in der Gaskammer nicht

geringer zu achten ist als der Tod im Kampf und daß ein Tod nur dann unwürdig ist, wenn jemand versucht, auf Kosten anderer das eigene Leben zu retten. Doch ist er mit seinen Erklärungen nicht weit gekommen, sondern gleich wieder ins Schreien geraten, und eine Frau, die mit dabeisaß, suchte ihn zu entschuldigen. »Nehmt es ihm nicht übel«, sagte sie verlegen, »ihm dürft ihr es nicht übelnehmen ...«

»...«

»Kind«, sagt er, »du mußt das endlich begreifen, diese Menschen waren still und gefaßt, und sie sind anständig gestorben. Es ist schrecklich, wenn jemand so gefaßt in den Tod geht. Das ist viel schwerer als alle Schießerei, schießend stirbt es sich viel leichter. Um wievielleicht erschien das Sterben uns als dem Menschen, der in den Viehwagen steigen, diese Fahrt mitmachen, sein Grab schaufeln, sich splitternackt ausziehen mußte ... Begreifst du das jetzt?«

»Ja«, sage ich, »ja«. Denn um wieviel leichter fällt es uns, sie schießend sterben zu sehen, als einen Menschen zu betrachten, der sein eigenes Grab schaufelt.

»Einmal sah ich auf der Zelazna einen Menschauflauf. Alles drängte sich um ein Faß, ein normales hölzernes Faß. Darauf stand ein Jude, ein alter, kleiner Jude mit einem langen Bart.

Bei ihm waren zwei deutsche Offiziere. (Zwei schöne, stattliche Männer neben dem kleinen krummen Juden.) Und diese Deutschen schnitten ihm mit Schneiderscheren den Bart ab, Stück für Stück. Sie schütteten sich dabei aus vor Lachen.

Die Menge ringsum lachte auch. Objektiv gesehen war es ja auch komisch: das winzige Männchen auf dem Faß, der Bart, der unter den Schneiderscheren fiel. Ein Filmgag.

Es gab noch kein Ghetto, es graute einen noch nicht bei dieser Szene. Dem Juden passierte ja nichts Schreckliches: nur daß man ihn ungestraft auf dieses Faß stellen durfte, daß die Leute zu verstehen begannen, daß es ungestraft blieb und daß es Gelächter weckte.

Weißt du was?

Damals begriff ich das Allerwichtigste: Man darf sich nicht auf solch ein Faß zwingen lassen. Niemals. Von niemandem. Verstehst du?

Alles, was ich später getan habe, habe ich nur getan, um das zu verhindern.«